

der weißen Magie, und Ihnen eine satanistische Messe beschrieben, bei der sie neulich gewesen ist. Stimmt's?" Der Debutant muß gestehen, daß es stimmt. „Sie sehen, daß ich das Haus kenne. Ich weiß die guten Leute auswendig. Ich weiß, woher sie ihren Geschmack, ihre Moden, ihre Begeisterungen, ihren Haß und ihre großen Männer beziehen; ich kenne die Lieferanten ihrer Ideen, ihrer Möbel und ihrer Paradore. Es sind eben Snobs, das sagt alles. Freilich, definieren läßt sich das Wort nicht so leicht, obwohl es einen ganz präzisen Sinn hat. Man könnte vielleicht sagen: ein Snob ist, wer sich in allen Dingen nach der allerneuesten, neuesten Mode trägt. Aber das würde noch nicht genügen. Er muß auch ein Mensch sein, der um jeden Preis alles, alles verstehen will. Und noch etwas: er muß mit Leidenschaft ein Sammler von ersten Abzügen bisher ungedruckter Sensationen sein. So geht er dem Seltenen bis zum Extravagananten nach und will nur immer anders sein, anders als die anderen. Zum Beispiel, Sie sehen die Dame, die jetzt mit dem Herrn des Hauses spricht? Ja, sie scheinen zu flirten.“ „Aber gar keine Idee! Flirt ist der erste Versuch einer vorläufig ehrbaren Annäherung von zwei Leuten, die etwas ganz Bestimmtes wollen. Das dagegen nennt man eine ‚geistliche Union‘, jeder fleischliche Gedanke ist davon verbannt. Der Herr des Hauses ist mit dieser Dame in ‚geistlicher Union‘. Sie sind, wie man hier sagt: Schwesterseelen.“ Und es ist ganz ausgeschlossen, daß sie auch einmal an — jenes ganz Bestimmte denken? „Aber nein! Das thun sie auch, gewiss! Nur thun sie es, ohne daß ihre Seelen etwas davon wissen, ihre sehr reinen Seelen, die bloß ästhetische Sorgen hegen und die kleinen Scherze gar nicht bemerken, die ihre Körper indessen nach der alten, unter den Menschen üblichen Methode verrichten.“ Welch abscheuliche Welt! „Nun sie ist auch nicht abscheulicher als die anderen Welten; sie ist es nur auf ihre besondere Art!“

Mit diesem Gespräche über die Snobs beginnt der neue Roman von Pierre Weber.*) Dieser Name ist zuerst in der Malerei bekannt geworden durch den Bruder des Autors: Jean Weber. Von ihm hat man im Salon höchst merkwürdige Bilder gesehen. 1894 hatte er ein „Märchen“ da: vorn eine hagere Prinzessin in Mauve und ein blauer Drache, hinten unter einem grünen Schimmer rothe Bäume, blaue Menschen; und alle Farben von einer so gellenden, sich heiser schreienden Energie, mit so gewalttamen, heraldisch vielsagenden Linien, wie es eben die neuromantische Art ist, die damals eben begann. Schule des Moreau, sagte man; auch so ein Phantast, der in unirdischen Träumen schwelgt; man dachte an Ludwig von Hofmann, Exter, Stuck. Sah man aber länger hin, so mochte sich der Verdacht leise regen, ob er nicht etwa bloß ein großer Schelm sei. Es war etwas da, das einen warnen mußte. Man hatte das Gefühl: er ist sozusagen nur mit der Hand bei der neuen Kunst, mit dem Kopf macht er sich zugleich über sie lustig. Ähnliches mag man bei Hengeler, Th. Th. Heine und Strathmann schon empfunden haben; wie Selbstcaricaturen sehen ihre Bilder oft aus. Man wird vernuthen dürfen, daß sie eine Technik haben, die die höchsten Ekstasen ausdrücken könnte, ohne doch jemals solche Ekstasen zu haben: es fehlt ihnen Formen der Inhalt. Man nehme einen Dichter an, dem Strophen, Litaneien gelingen, die die tiefste Andacht mittheilen könnten; nur fehle ihm leider die Andacht, und so wird er in jenen himmlischen Strophen, um die doch schade wäre, seine sehr weltlichen Gefinnungen ausdrücken. Zuerst wird das befremden; dann kann es rühren, wenn die Form mächtig genug ist, den Inhalt fühlen zu lassen, den sie eigentlich haben sollte; schließlich muß es immer komisch werden. Komisch gibt es uns das Glend der Zeit zu spüren, die sich mit Leidenschaft zum Ewigen rüsten will und doch immer zuletzt im Täglichen stecken bleibt. In dieser Weise hat Jean Weber, erst allein, dann mit Texten seines Bruders Pierre, Menschen und Dinge von heute dargestellt. Man denke sich einen Reporter, der seinen Gerichtsraum im Tone des Heinrich von Ofterdingen verfassen würde. Sie gehen nämlich von jeder Erscheinung sogleich zu ihrer Idee; diese trachten sie zum höchsten Ausdruck zu bringen, deren sie fähig ist, aber ihn wenden sie nun auf jenes Abbild an, das dann freilich seine ganze Zämmlichkeit offenbaren muß. Sehen sie etwa einen jungen Mann, der einer Dame seine Verse vorliest, so führen sie diese Scene gleich auf ihre Idee zurück: Dichter, der Muse huldigend; aber in die großen Formen, die ihnen diese Idee des Dichters mit der Muse gibt, stellen sie dann jene zwei Personen mit der vollen Ueberheit ihrer zufälligen Existenz hin: einen schlecht frisierten Studenten und die reifere Witwe, die es kaum mehr erwarten kann. Dabei kommt nun etwas sehr lustiges heraus, das doch nicht satirisch genannt werden darf; dazu ist es zu gutmüthig. Es meldet sich unser liebes Wiener Wort: frozzeln. Das Frozzeln haben sie zu ihrem Me-tier gemacht.

In ihrem tollsten Buche, der Joviale Comédie,**) ist auch einmal von den Snobs die Rede. Da führt Dante die beiden Brüder unter den Schreknissen der Hölle herum und läßt sie eine Vorstellung im „Theater der Jungen“ sehen. Et alors les spectacles les plus épouvantables commencèrent à défilier. C'étaient d'abominables drames, de sanglantes aventures, des supplices, des assassinats, des crimes précédés et suivis d'inceste ou viol. Ces gredins en pour-

point poignardaient d'autres gredins en pourpoint, sous le yeux des prêtres, et apportaient les coeurs de leurs victimes tout saignants à la pointe de leurs dagues; et cela dépassait en horreur les plus atroces tragédies japonaises. Den Brüdern wird bange. „Willst du uns nun endlich sagen, fragen sie den Poeten, was denn diese Leute, die da zuschauen müssen, eigentlich verbrochen haben, um so fürchterlich bestraft zu werden?“ Und der Poet sagt: „Ceux que tu vois sont les Snobs, les derniers Mécènes, ceux qui protègent l'art et les artistes parce que ceux-ci les font valoir, et qui tirent vanité de comprendre des choses inaccessibles au commun des mortels.“

Diesen Gedanken führt nun das neue Buch von Pierre in der heitersten Weise aus. Es zeigt uns die Snobs bei dem neuesten Stücke von Ibsen „la Phare d'Haparanda“, das gar niemand mehr versteht; aber jeder ist stolz, bei sich zu ahnen: il y a quelque chose là-dessous. Wir begleiten sie zu den „Istes“, die die Devise haben, produire en beauté selon notre essence, in den „Salon des Purs“, und hören sie sich verziehen: c'est un Redon plus chaste vous êtes un Rops plus souple c'est du Monet plus réfléchi. Wir dürfen in der Blumenausstellung die Chrysanthemen bewundern, die für das symbole tourmenté de l'âme moderne gelten, und belauschen im Louvre, wie ein Snob sich anstellt, wenn ihn die ganz vulgäre Liebe packt. Die Scene spielt zwischen Maiffène, eben dem Mäcen der Jungen, der, mettant l'Art nouveau dans ses meubles, unsterblich werden will, und Myriem, einer höchst mystischen und hieratischen Dame.

Maiffène: Aber Sie sind kokett! denn Sie müßten doch lange schon ahnen, was ich begehre.

Myriem: O ja! Was Sie begehren, das bin nämlich ich.

Maiffène: Also!

Myriem: Aber es ist uns nicht bestimmt. Ich habe die Sterne befragt. Wir sind verdammt, uns zu lieben, ohne uns zu besitzen — das ist unsere Strafe.

Maiffène: Strafe? Wofür denn? Ich habe keine Strafe verdient.

Myriem: Vielleicht in diesem Leben nicht; aber dann müssen Sie sich in einem früheren veründigt haben —

Maiffène: Meinen Sie?

Myriem: Ganz gewiss! Gerade wie ich! Denn auch ich habe gesündigt, schwer gesündigt!

Maiffène (unruhig): So?

Myriem: Jawohl — einst! Es ist jetzt ungefähr fünf- und-dreißig Jahrhunderte her. Ich war Priesterin der Isis und habe die Mystereien verrathen.

Maiffène (beruhigt): Das ist aber seltsam!

Myriem: Darum lassen Sie uns in Ergebung und Demuth leiden. Ja, ich will leiden und ich will, daß auch Sie leiden, damit das Leid Sie läutere und verkläre. Sind Sie dann so die reine Gestalt desjenigen geworden, das Sie vorderhand nur erst in einer trüben Skizze sind, dann erst wollen wir die Fusion der beiden Principien versuchen, die sich in uns seit Jahrhunderten begehren.

So schlimm wird hier den theuersten Worten unserer Bestrebungen mitgespielt, aber nicht ohne Behagen ruhen wir von ihrer Würde bei diesen doch unschuldigen Possen aus.

Wenn aber unjereiner, so ein armer Wiener, das angenehme Buch liest, hat er zuletzt noch ein anderes Gefühl: er wundert sich. Gibt es denn solche Menschen wirklich? Sollte es wirklich Leute geben, die die Manie haben, sich an die jungen Künstler zu machen, ihre Alluren anzunehmen und immer nach dem Neuesten der Kunst zu trachten? Das kann er gar nicht glauben. Es muß ein eigener Schlag von Snobs sein, den es bei uns nicht gibt; hier hat man noch kein solches Exemplar gesehen. Freilich, Snobs haben wir schon auch, aber bei uns sind sie bescheidener: sie lernen den Gothaischen auswendig und wissen die Taufnamen der Comtessen. Das genügt ihnen. Daß sie uns jemals mit den Devisen der neuen Kunst behelligt hätten, kann ihnen niemand nachsagen. Sind sie auch eitel, wie das schon einmal dem Snob unvermeidlich ist, und möchten mehr sein, als sie sind, so äußern sie es doch auf eine billigere Art: sie möchten höchstens für einen Grafen gehalten werden, bis zum Künstler trauen sie sich nicht hinauf.

Sermann Bahr.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Das Ministerium B a d e n i löst bekanntlich die schwierigsten politischen Probleme mit verblickender Leichtigkeit und Sicherheit — in den officiösen Blättern. Auf diesem Wege war vor einigen Wochen der Ausgleich mit Ungarn perfect geworden, bis die ungarische Regierung sich veranlaßt gesehen hat, diesen Fanfaronaden durch ihre Officiösen einen Dämpfer aufzusetzen. Vor wenigen Tagen war in unserer gesammten Tagespresse zu lesen, daß in der B a n k f r a g e die Einigung so gut wie erzielt sei, während sich nun herausstellt, daß man nie weiter vom Ziele entfernt war als eben jetzt. Wundern wird das niemanden, der diese Verhandlungen verfolgt hat, und auch bedauern wird es niemand. Was Herr v. B i l i n s k i für Attentate auf die Organisation der Bank vorhatte, das haben wir schon vor längerer Zeit auseinandergesetzt. Es wird aber mehr und mehr offenbar,

*) Chez les Snobs. Paris, Paul Mendeloff, 28, rue de Richelieu.

***) Paris, Simonis Empis, 21 rue des Petits-Champs.